

Margaret Gilruth
Remarque Looks Back To The Writing Of »All Quiet«
The Age (Melbourne, AUS)
11.04.1964, Seite 24

Original:
Signatur: R-A 2.1.023/000/010

Remarque blickt zurück auf das Schreiben von »Im Westen«

Von Margaret Gilruth in Rom

Manchmal bleibt der Name eines Fremden jahrelang im Hinterkopf, und man ist sich nicht ganz sicher, warum. So erging es mir, nachdem ich den beunruhigenden Erste-Weltkriegs-Klassiker »Im Westen nichts Neues« gelesen hatte.

Hier ist ein echter Schriftsteller, dachte ich: hart, aber mit einem seltenen Verständnis für andere.

Als also ein italienischer Freund sagte: »Erich Maria Remarque ist zu einem Kurzbesuch in Rom, um seinen Verlag Mondadori zu besuchen«, schien mir das ein guter Moment, um ein Interview zu sichern und mit ihm über sein Buch zu sprechen, wenn möglich. Und so war es auch.

Er enttäuscht nicht und zerschlägt auch keine jugendlichen Illusionen. Er ist groß, aufrecht in der preußischen Art, bereit zu suggerieren, dass er alle Zeit der Welt hat, sich mit Eindringlingen zu beschäftigen; er spricht fließend Englisch, wenn auch gelegentlich mit einem eigenen Akzent.

Wer sich an »Im Westen nichts Neues« erinnert, wird zustimmen, dass Erich Maria Remarque viel durchgemacht hat, nachdem er als 18-Jähriger in die Wirren des Konflikts gestürzt wurde. Heute, Jahrzehnte später, kann er zurückblicken und seine verlorene Jugend mit der Haltung eines sanften Zynikers betrachten, der daran gewöhnt ist, Emotionen zu unterdrücken, und sich an die Ereignisse erinnern, die seine frühen Jahre verdunkelten.

Er ließ sich in einem riesigen Sessel nieder und betrachtete den Luxus seines Hotelzimmers mit Blick auf Roms elegante Via Veneto aus dem Stegreif.

»All Quiet« war schnell fertig, innerhalb von vier Wochen. Aus dem Herzen heraus, nicht aus dem Kopf. Ohne einen Gedanken an Erfolg oder sonstiges. Es war sehr persönlich. Denn es beschreibt den Verlust einer Generation, die Bedeutung von Kameradschaft.

Ich wandte mich an einen Verleger nach dem anderen, in Berlin. Ich war unbekannt und keiner wollte mein Manuskript. Alle sagten, die Leute seien kriegsmüde, wollten den Krieg vergessen.

Schließlich wurde es angenommen und katapultierte sich zu einem erstaunlichen Erfolg. Bald waren eine Million Exemplare innerhalb Deutschlands verkauft. Drei Monate später kam es in England heraus, in englischer Sprache.

Die Nazis waren offen gesagt fassungslos über all das. Dass ich, ein Katholik aus einer alten katholischen Familie, mich so kühn gegen den Krieg und seine Schrecken aussprechen konnte, war ihnen unbegreiflich. Und das ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als sie

verzweifelt versuchten, deutsche Jungs für den Krieg zu begeistern. Sie suchten und suchten in den Akten und versuchten, einen Tropfen jüdisches Blut in meinen Adern zu finden. Aber sie scheiterten.

Es wurde zu einer Obsession für sie. Also entzogen sie mir die deutsche Staatsbürgerschaft. Es ist sehr seltsam, ein bisschen herzerreißend, seine Staatsbürgerschaft in Friedenszeiten zu verlieren. Und für uns Deutsche ist es die ultimative Beleidigung. Ich denke nicht darüber nach, bis ich darüber spreche. Dann beunruhigt es einen schon wieder ein wenig.«

»Aber«, fügte er langsam und traurig hinzu, »die Nazis hatten das letzte Wort. Meine Anti-Nazi-Kampagne hat meine Schwester umgebracht. Nachdem ich gegangen war, vertrieben wurde, verhafteten sie sie und verurteilten sie nach einer Art Prozess zum Tode. Denn sie war immer meine treue Unterstützerin gewesen, obwohl sie nie in der Öffentlichkeit stand. Das war 1938, als sich ›All Quiet‹ gut verkaufte, natürlich unter dem Deckmantel.

Man kann ein Land nicht für solche Taten verantwortlich machen, und das tue ich auch nicht. Aber ich habe gehört, dass die Verantwortlichen für den Prozess meiner Schwester heutzutage hohe Positionen mit Pensionen haben. Das ist eines der Dinge, die ich nicht sehr gut verstehe.«

»Aber«, fügte er hinzu, »die Räder drehen sich weiter, im Leben. Kürzlich erhielt ich ein Angebot aus Bonn, dass ich meine Staatsbürgerschaft zurückbekommen würde, denn sie wollten mich zum ›Kulturminister‹ machen, weil ich ein im Ausland bekannter Literat sei.

Aber ich habe geantwortet, nein, danke, ich bin jetzt amerikanischer Staatsbürger, die Amerikaner wollten mich haben. Darüber bin ich sehr froh, und ich habe mein Zuhause in der Schweiz, abgesehen von einer Wohnung in New York.«

Elf Bücher von Remarque sind auf Deutsch und in Übersetzung erschienen, seit er »Im Westen nichts Neues« schrieb, und über diese sagt er:

»Ich glaube, dass diejenigen, die, wie ich, ihr erstes Werk als Bestseller gesehen haben, vor einem kniffligen Problem stehen, das sie lösen müssen. Wird die Öffentlichkeit, werden die Kritiker dem nächsten Werk wohlwollend gegenüberstehen? Aber man muss mit Kritik rechnen, wenn sich das erste gut verkauft hat.

Nach reiflicher Überlegung beschloss ich, dass ich mich nicht mein Leben lang von ›Im Westen‹ verfolgen und beschatten lassen würde. Ich würde mich nicht zu sehr darüber aufregen, sondern es vergessen.

Erfolg kann eine Quälerei sein, einen aus dem Gleichgewicht bringen, man muss unabhängig davon sein. Das ist meine feste Überzeugung.«

»Also«, fuhr er fort, »ich lasse mir Zeit mit meinen Manuskripten. Deutsch ist eine Sprache, die nicht fließt. Sie muss poliert und nachpoliert werden. Sie ist ein wenig schwülstig.

Auch das Schreiben kann einen zu einem seltsam unsozialen Wesen machen. Manche Autoren muss man in die Wüste schicken oder ins Kloster, so etwas, bevor sie überhaupt daran denken können, ein Buch zu schreiben. Andere können in Cafés komponieren. Ich gehöre zu den Kaffeehaus-Autoren.

In dem recht schönen Haus, das meine Frau Paulette Goddard und ich am Rande eines Schweizer Sees besitzen, habe ich kein Arbeitszimmer, keinen Raum für mich allein. Ich kann mich überall in einen Zustand der Konzentration hineinbringen, auf unserer Terrasse, in unserem Wohnzimmer, wo andere plaudern. Eigentlich gefällt mir das sogar ganz gut.«

»Es ist merkwürdig«, fügt er hinzu, »aber ich höre die Worte in meinem Kopf, bevor sie auf der Schreibmaschine erscheinen. Ich schreibe mit meinen Ohren. Wenn ich sie verstopfe, gibt es keine Inspiration, nur eine Leerstelle. So geht ein dramatischer Schriftsteller, ein Spezialist für Dialoge, im Allgemeinen vor.«

Erich Maria Remarque hat drei Bücher über Flüchtlinge geschrieben; und berührend sagt er: »Niemand, wie sehr er auch gelitten hat, hat das Recht, in Bitterkeit zu versinken; man sollte nie zu sehr auf die Vergangenheit zurückschauen, das ist ungesund. Man sollte für die Zukunft kämpfen. Deshalb habe ich mich so sehr mit der Notlage von Flüchtlingen beschäftigt.

Mein Werk ›Liebe deinen Nächsten‹ wurde mit dem Ziel geschrieben, mehr europäische Flüchtlinge in die Vereinigten Staaten zu bringen. Es wurde natürlich auf Deutsch geschrieben, mit meiner Nachpoliermethode.

Aber jahrelang erschien es nur in Übersetzungen; denn es wurde in einer Zeit veröffentlicht, in der alle meine Werke in Deutschland verboten waren.

Heute scheine ich in den kommunistisch kontrollierten Ländern gute Verkäufe zu haben, und das russische ›Im Westen‹ hatte 1963 in Moskau einen für mich erstaunlichen Boom. Trotzdem werde ich wohl nie Tantiemen von den Kommunisten bekommen.«

In wie viele Sprachen sind denn die Remarque-Bücher übersetzt? Seine Antwort: »Siebenundzwanzig, aber die meisten habe ich nicht. Ich sammle lieber antike Möbel, das gibt mir mehr Befriedigung.«

Nun ein Tipp zum Schreiben von diesem Veteranen, der keinen Sonnenuntergang zu kennen scheint, dessen Erstlingswerk in Neuauflagen erscheint; im Januar dieses Jahres kam es noch einmal bei Penguins heraus, letztes Jahr bei den italienischen Billigtaschenbüchern.

»Wie Ihnen jeder Fachmann sagen wird, ist der Anfang von größter Wichtigkeit. Bringen Sie ihn zu Ihrer Zufriedenheit hinter sich; und Sie sind auf dem besten Weg.«

Fürs Protokoll, seine eigenen Anfangsworte für »Im Westen nichts Neues« sind: »Wir liegen fünf Meilen hinter der Front. Gestern wurden wir abgelöst, und jetzt sind unsere Bäuche endlich mit Rindfleisch und Bohnen gefüllt. So ein Glück haben wir schon lange nicht mehr gehabt...«

Aber sein Vorwort ist vielleicht erklärender für diejenigen, die das Buch nicht in ihrem Regal stehen haben: »Dies ist weder eine Anklage noch ein Geständnis, schon gar nicht eine Abenteuergeschichte, denn der Tod ist kein Abenteuer für den, der ihm gegenübersteht. Es versucht ganz einfach, von einer Generation von Männern zu erzählen, die, auch wenn sie den Granaten entkommen sind, vom Krieg zerstört wurden.«